



TSCHAPKA

Das Nostalgieblatt für Liebhaber

Ausgabe 1/2009





Foto: Wolfgang Huttarsch

EDITORIAL

*Sehr geehrte Leser und
Freunde der
Nostalgiezeitschrift
„Tschapka“*

Inhalt

Seite der Redaktion
Filmtipp: Spiel im Morgengrauen
Portrait Petro Domenigg
Portrait der Traditionsbatterie RAD 2 aus Wien
Wie sollen wir rauchen? - Artikel aus dem Jahr 1901
Neue Nostalgiehomepage stellt sich vor
Die Einführung der Feldküchenwagen in der k.u.k. Armee
Die Sage vom „Agnesbründl“
Der Fall des Oberleutnant Adolf Hofrichter
Der Erfinder Adolf Freiherr Odkoled von Augezd
Historische Fälle von Frauen, die Giftmorde verübten
„Der Kurier der Kaiserin“ - Die Serie endlich auf DVD
Buch „2000 Jahre Garnisonsstadt Wien“ von Rolf Urrick
Geschichten aus Galizien, der Bukowina u. Lodomerien 1

Liebe Nostalgieinteressierte!

Was ist das denn jetzt??? werdet ihr jetzt vielleicht denken. Ja, was ist denn das jetzt wirklich?

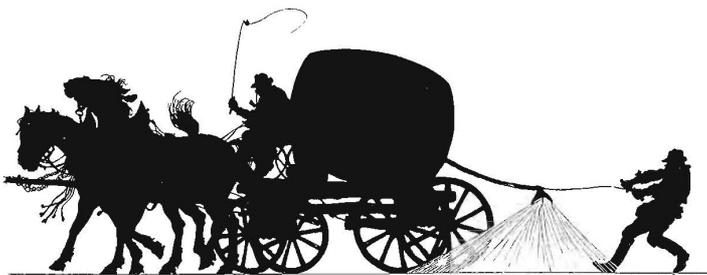
Leute die mich kennen wissen vielleicht, dass ich seit einiger Zeit eine Nostalgiehomepage (www.graf-greifenburg.at) ins Leben gerufen habe. Nachdem ich letztlich dienstlich sehr ausgelastet war, ist hier wieder viel zu tun und das nächste update folgt in Kürze, ich bitte etwas um Geduld. Ich bin ein leidenschaftlicher Sammler schöner, alter Dinge - egal ob Militaria, Bücher, Reklame, Bilder, Postkarten, Spielzeug oder Zinnfiguren. Diese Zeitschrift ist nun ein Versuch, interessante alte Geschichten, Bilder oder Postkarten aus meiner oder aus Sammlungen von Freunden zu präsentieren, um diese auch - kostenlos - jedem Interessierten zugänglich zu machen. Für diesen Zweck ist die elektronische Verbreitung ideal, hierbei fallen keine Druck- oder Portokosten an. Die Weiterverbreitung ist von mir ausdrücklich erwünscht und jeder Interessierte kann sich dieses Heft auch ausdrucken. Auch von meiner Homepage kann das Heft dann kostenlos herunter geladen werden. So eine Zeitschrift kann natürlich nur weiterleben, wenn auch immer wieder Beiträge oder Bildspenden anderer Sammler eintreffen. Dazu möchte ich jeden herzlich einladen.

Denn mal ganz ehrlich - es macht doch mehr Spaß seine Schätze auch herzuzeigen als alleine in seinem Kämmerlein zu horten, durch gemeinsame Interessen findet man auch neue Freunde. Dies wäre meine Absicht und ich würde mich sehr über Zuschriften und Reaktionen freuen.

In diesem Sinne wünsche ich viel Vergnügen beim Lesen meiner Zeitschrift und verbleibe mit einem herzlichen

„So schaut aus“

Hans Urbaner



(Bild aus dem Buch „Also es war einmal... Märchen erzählt vom Maler Ludwig Koch, erschienen bei Friese & Lang, Wien 1924)

Text- und/oder Fotobeiträge an unten angeführte Adressen erbeten!

Impressum

Eigentümer und Herausgeber:
Hans URBANER
1220 WIEN, Berresgasse 4B/17
Telefon 0664/521 32 66

Kontaktadresse: E-Mail graf.greifenburg@gmx.at

Chefredakteur:
URBANER Hans

Ständige Autoren und Mitarbeiter :

URBANER Hans (HUG)
HUTTARSCH Wolfgang (WH)

Ständige Fotografen:

HUTTARSCH Josefine (JH)
JELLITSCH Margit (MJ)
URBANER Hans (HUG)
POHL Günther (PG)

Herstellungsort: Wien

Kostenloses, elektronisches Informationsblatt

Erscheint:
unregelmäßig

Namentlich gekennzeichnete Beiträge drücken die Meinung des Autors aus und müssen nicht mit der Meinung des Herausgebers übereinstimmen. Die Redaktion behält sich Kürzungen und stilistische Modifizierungen der eingesandten Beiträge vor.
Text- oder Fotobeiträge sowie Beisteuerung alter Reklame, Postkarten, Filmprogramme etc. erwünscht und jederzeit willkommen

Offenlegung:

„Tschapka“ dient der kostenlosen Information, Weiterbildung, Unterhaltung und als Forum für alle interessierten Nostalgieliebhaber.

Homepage: www.graf-greifenburg.at

Bankverbindung:

Bank Austria/CA BLZ: 12000 KontoNr.: 755130424





FILMTIPP: SPIEL IM MORGENGRAUEN nach einer Novelle von Arthur Schnitzler

Österreich, 2001

Länge: 133 Minuten

Darsteller:

Fritz Karl, Birgit Minichmayr, Karlheinz Hackl, Nina Proll,
Peter Matic, Florian Teichtmeister, Götz Spielmann u.a.

Autor und Regie: Götz Spielmann

Produzent: Götz Spielmann, Gaby Reisinger

Standfotos: Petro Domenigg (www.filmstills.at)

Der junge Leutnant der Infanterie, Wilhelm Kasda, lebt das Leben eines jungen Offiziers seiner Zeit. Dazu gehören auch belanglose Affären, wie mit Steffi, einer einfachen jungen Frau. Er beachtet nicht, dass ihre Hingabe wirklich Liebe ist, und legt ihr nach einer Liebesnacht ein paar Geldscheine auf den Nachttisch, wie dies normalerweise nur bei Prostituierten üblich ist.

Nach einem Freundschaftsbesuch bei einem Kameraden in Baden, lernt er den Konsul Schnabel kennen, welcher ihn zu einer Kartenpartie einlädt. Kasda hat Glück und gewinnt für ihn ein schier unfassbares Vermögen. Leider versäumt er den Abendzug nach Wien und kehrt so zur Kartenrunde zurück, wo er weiterspielt. Nur diesmal hat er kein Glück und verspielt eine höhere Geldsumme, als ein Leutnant in ein paar Jahren verdienen kann. Kasda ist völlig fassungslos, der Konsul nimmt ihn in seinem Wagen mit bis zur Kaserne. Als letzte Zahlungsfrist setzt er ihm den Folgetag. Aus einem Gespräch mit diesem erfährt er von der Vergangenheit des Konsuls als Korporal in der k.u.k. Armee und weiß, dass er mit keinerlei Aufschub oder Vergünstigung rechnen kann. Seine einzige Hoffnung um aus dem Schlamassel wieder herauszukommen ist sein reicher Onkel Robert. Doch dieser hat sein gesamtes Vermögen einer Frau überschrieben: Steffi. Diese nutzt nun die Chance, sich für Kasdas schmachvolles Verhalten zu rächen.....

Der Film besticht durch atmosphärische Dichte, der Leutnant Kasda wird durch Fritz Karl glaubhaft dargestellt. Doch eine fantastische schauspielerische Leistung wird durch Karlheinz Hackl geboten, der den Konsul Schnabl meisterlich boshaft und arrogant mimt. Nina Proll ist sowieso immer eine Augenweide und Birgit Minichmayr als Steffi, überzeugt als gekränkte Verflorsene. Diese Novelle Schnitzlers wurde im Jahre 1926 erstmals veröffentlicht, und im Jahre 1931 - bereits als Tonfilm - unter dem Titel „Daybreak“ verfilmt.

Schnitzler kannte das Militärmilieu aus erster Hand, er war als aktiver Offizier Mitglied der Antiduell-Liga und musste nach der Veröffentlichung seiner Novelle „Leutnant Gustl“ die k.u.k. Armee verlassen. (HUG)



© ORF - Petro Domenigg (www.filmstills.at)

Petro Domenigg

Wohl die Wenigsten wissen, dass es bei Filmproduktionen für die weitere Bewerbung des Films bzw. Pressemappen und Ähnliches mehr üblich ist, einen Standfotografen zu engagieren. Auf der Suche nach einem Foto für „Spiel im Morgengrauen“ bin ich auf den Fotografen Petro Domenigg gestoßen.

1964 in Oberösterreich geboren, absolvierte Domenigg von 1983 bis 1990 die Hochschule für Musik und Darstellende Kunst mit Hauptfach Bildtechnik/Kamera. Nach zahlreichen Kamera- und Regieassistenzen bei Spiel- und Werbefilmen, begann 1987 die Karriere als Standfotograf.

Und die Referenzliste Domeniggs kann sich wahrlich sehen lassen. Kaum eine namhafte österreichische oder deutsche Filmproduktion fehlt: Kronprinz Rudolf, Brüder, MA 2412 (Kinofilm), Mutig in die neuen Zeiten, diverse Folgen des „Bullen von Tölz“, Tatort, Schlafes Bruder, Radetzky marsch unter der Regie von Axel Corti und und und.....

Als Fan österreichischer Filmproduktionen begeistern mich seine Fotografien sehr und es wäre wohl wünschenswert, dass Domenigg noch viele Gelegenheiten bekommt, in derartigen Projekten sein Können zu beweisen.

Interessierte können auf dessen Homepage www.filmstills.at einen Abriss seines Schaffens nachlesen. Ich persönlich hätte gerne auch ein Foto des Künstlers gefunden, ist mir aber leider nicht gelungen.

Mit etwas Glück und natürlich gutem Willen seitens des ORF oder 3SAT könnte man sich wieder öfters über Filme und Serien wie „Der Salzbaron“, „Radetzky marsch“, „Schlafes Bruder“ oder „Ringstraßenpalais“ oder „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk“ mit Fritz Muliar anstelle der mittlerweile schon kaum mehr erträglichen amerikanischen Filmramschserien freuen. (HUG)



Die reitende Artilleriedivision No. 2 RAD 2 - gelebte Tradition

Traditionsvereine gibt es ja einige, aber die Traditionsbatterie der Reitenden Artilleriedivision No. 2 mit Sitz in der Kaiser Franz Josephs Cavalleriekaserne in Wien-Breitensee (heute Sitz der Heeresversorgungsschule und unbenannt in Vega-Payer-Weyprecht-Kaserne) hebt sich doch merklich von den anderen Verbänden ab. Nicht nur durch das Braun der Artillerieröcke, welches schon von Weitem inmitten der verschiedenen Blautöne der Cavallerie- und Infanterietruppen hervorsteht.

Nein, auch durch das einzig schussfähige Geschütz des Typs Bofors 1921 aus Beständen der Schweizer Armee, welche bis in die 1970er Jahre als Gebirgskanone im Einsatz stand. Die Stahlräder der Originalausstattung wurden gegen Holzräder im Durchmesser von 135 cm getauscht und zum Geschütz wurden zusätzlich noch ein Munitionswagen und zwei Protzen, sowie ein Munitionsanhänger anhand von Originalplänen nachgebaut. Gegründet wurde die Traditionsbatterie der RAD 2 vor siebzehn Jahren, also im Jahre 1992 durch den heutigen Kommandanten der RAD 2, Obst in Tradition (i.T.) Peter Pritz. Sukzessive wurde der Verein vergrößert, die Ausstattung komplettiert, das Exerzierreglement geübt, bis die Waffenhandhabung des Geschützes in Fleisch und Blut überging. Die Partnerschaft zum Österreichischen Bundesheer besteht einerseits zum Partnerverband AAB 4 in ALLENTSTEIG als Artilleriepartner und andererseits zur Heeresversorgungsschule in Wien als Unterkunftsgeber und Logistikpartner.

Heute ist die RAD 2 als „Aufputz“ bei militärischen Anlässen, bei Vorführungen im Heeresgeschichtlichen Museum oder bei privaten und touristischen Veranstaltungen im Raum Wien, aber auch europaweit, nicht mehr wegzudenken. So kann die RAD 2 im Jahre 2008 auf stolze 60 Ausrückungen mit oder ohne Geschütz zurückblicken.

Interessierte können Genaueres auf der Homepage der Traditionsbatterie unter www.rad2.at erfahren.

Der RAD 2 selbst wünsche ich viel Glück und ein herzhaftes **ZU GLEICH !!** (HUG)

Das Kommando der RAD 2



**Oberst in Tradition
Peter PRITZ
Kommandant der RAD 2**



**Major in Tradition
Jochen BORGON
Stv Kommandant der RAD 2**



**Oberleutnant in Tradition
Wolfgang HUTTARSCH
Adjutant der RAD 2**



**Stabsfeuerwerker in Tradition
Horst BODMANN
DfUO der RAD 2**



**Feuerwerker in Tradition
Karl PRITZ
WiUO der RAD 2**



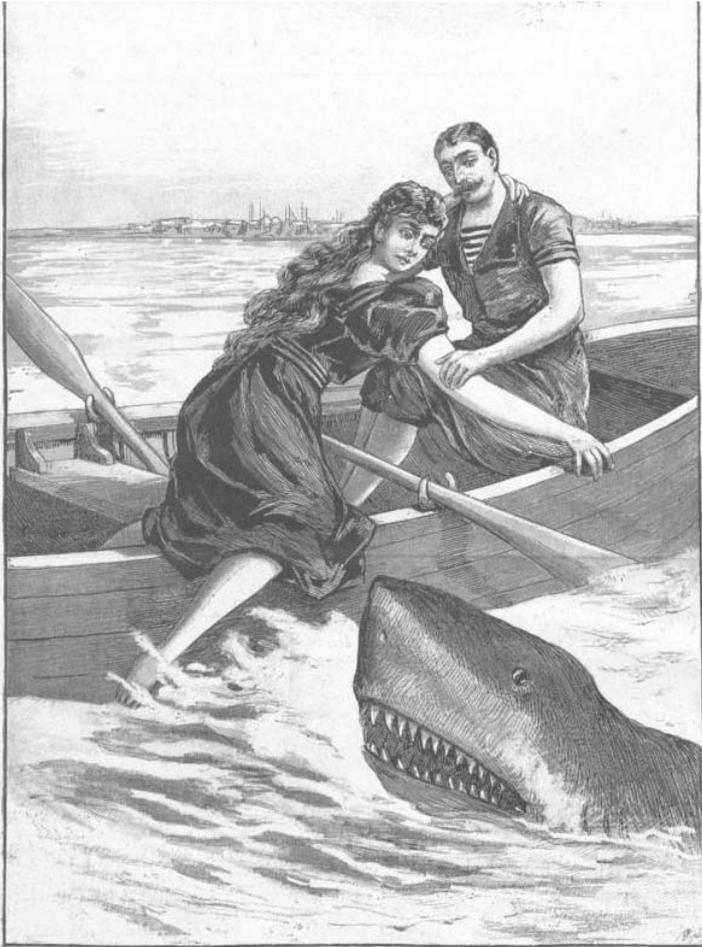
**Korporal in Tradition
Andreas NIKOLOWSKY
KziUO der RAD 2**



**Feuerwerker in Tradition
Josef FASSL
WaMstUO der RAD 2**



**Kadett
Markus THIMLER**



Meereshyänen am Eido in Venedig:

„Nur wie durch ein Wunder rettete sich die Dame in's Boot, neben dem gleich darauf ein Menschenhai aus der Fluth emporstofs.“

Aus: Österreichs Illustrierte Zeitung Heft 1/1894

Gefunden in Österreichs Illustrierter Zeitung, Heft 1 aus 1901:

Gesundheitspflege

Wie sollen wir rauchen?

Hygienische Winke für Raucher, von Dr. Otto Gotthilf

Hat man die Cigarre abgeschnitten, so zünde man sie nicht sofort an, sondern drücke die Spitze ein wenig, nehme das andere Ende an den Mund und puste recht tüchtig in die Cigarre hinein, man wird sehen, was für eine Menge Staub und Tabakpartikelchen da herausfliegen, die sonst in Mund und Lunge gekommen wären. Manche klopfen statt dessen das abgeschnittene Mundende der Cigarre auf den Tisch, ein Verfahren, welches zwar weit besser wie nichts ist, aber doch lange nicht so rationell wie das Auspusten wirkt. Wenn man eine Cigarre, namentlich eine schwere, einige Zeit geraucht hat, ohne die Spitze mit den Zähnen oder dem Speichel in Berührung kommen zu lassen, so sieht man aus der Spitze dicken, zähen, braunen, nikotinhaltenen Saft hervorquellen. Haben wir dagegen die Spitze mit den Zähnen oder der Zunge benetzt, so bemerken wir von diesem Saft nichts, weil wir ihn gleichsam abgeleckt, ihn in unsern Speichel, und damit in unsern Organismus aufgenommen haben. Dies ist natürlich stets zu vermeiden. Daher halte man die Cigarre zwischen den Lippen, nicht zwischen den Zähnen!

Noch weit schädlicher ist die üble Gewohnheit, die Cigarre stets, auch in der zwischen zwei Zügen liegenden Zeit, im Munde zu behalten. Diese Methode des Rauchens ist leider namentlich beim Kartenspielen in Gebrauch.

Da sitzt der passionierte Skatspieler, die Cigarre in dem linken Mundwinkel zwischen den Zähnen, das linke Auge zu einem Schlitz zusammengekniffen - denn der aufsteigende Rauch beißt es gewaltig - die ganze linke Gesichtshälfte verzerrt und die Lippen geöffnet und krampfhaft nach frischer Luft schnappend, weil der Rauch fast den Athem benimmt. Dies ist eine höchst hässliche, verderbliche Art des Rauchens, die Augen werden arg assiciert, die Lungen bekommen bei keinem einzigen Athemzuge reine, unverfälschte Luft, und bei dem Aussaugen und Auslutschen der Cigarre zwischen den Zähnen gelangen Nikotinsaft und Cigarrentheilchen in den Magen.

Noch schlimmer treiben es manche andere Raucher, welche man direkt „Cigarrenesser“ nennen könnte. Mag die Cigarre brennen oder ausgegangen sein, stets müssen sie dieselbe zwischen den Zähnen haben, und kauen und beißen daran herum mit einer Energie, die wahrlich einer besseren Sache wert wäre. Diese Methode des Rauchens hat alle vorher erwähnten Schädlichkeiten in noch weit vermehrtem Maße zur Folge. Wer diese üble Gewohnheit hat, der gewöhne sich dieselbe schleunigst ab, mit ernstem Willen und einiger Energie ist dies leicht zu erreichen. Als zweckmäßige Unterstützung hierbei sei eine einfache Cigarrenspitze mit hartem Hornstück empfohlen, aus welcher man dann aber jede Cigarre gleich von Anfang an rauchen muss.

Ebenso ist das Schlucken und Einathmen des Rauches sehr schädlich. Was nun das Rauchen aus Cigarrenspitzen anbetrifft, so gilt als Hauptforderndes die peinlichste Sauberkeit. Am besten ist es, man hat die Spitze stets in der Cigarrentasche oder in einem besonderen Etui, da, lose in der Tasche getragen, leicht Staub, Krümel und Tuchfasern sich im Inneren ansetzen, die nachher sehr begierig Nikotin aufsaugen und beim Rauchen mit eingeathmet werden. Jedenfalls aber puste man die Spitze vor jedem Gebrauche ordentlich aus. Sehr zu empfehlen ist es auch, stets einige Vogelfedern zum häufigen Reinigen in der Tasche zu haben.

In neuerer Zeit sind mehr oder weniger kunstvolle Spitzen konstruiert worden, welche durch eine Mechanik im Innern verhindern sollen, dass Nikotin in den Mund des Rauchers gelangt. Theils will man dies durch einen Wattebausch erreichen, der vor dem Mundende der Spitze angebracht ist, theils durch eine geschlängelte Glasröhre, in deren Mitte der nikotinhaltige Saft abtröpfeln soll. Ich habe sie wohl fast alle probiert, kann aber mit gutem Gewissen keine einzige empfehlen, denn einerseits ist das verflüchtigte Nikotin fast gar nicht von dem Rauche zu trennen, andererseits gehen, wenn der Rauch sehr intensiv gereinigt wird, zugleich auch zuviel aromatische Stoffe verloren, und man bekommt einfach Qualm, aber keinen wohlschmeckenden Cigarrenrauch in den Mund. Am besten sind daher die billigen einfachen Spitzen, welche man häufig erneuern kann.

Wir kommen nun zu dem gemüthlichsten Rauchinstrumente: der Pfeife:

Das Rauchen aus der Tabakpfeife ist entschieden am wenigsten schädlich, und zwar nimmt dieser Vortheil mit der Länge der Pfeife zu. In den kurzen Rohren kann sich eben der nikotinhaltige Saft nicht so gut ansetzen, wie in den langen, wo er einen weit größeren Weg zurückzulegen hat. Außerdem ist auch meist der feingeschnittene Tabak, den man in kleinen Pfeifen zu rauchen pflegt, viel schärfer und beißender als der grobe, welchen man in die großen Pfeifen stopft. Wurde nun schon bei der Cigarre gerathen, vor dem Anzünden den Staub aus derselben durch Pusten zu entfernen, so gilt dies noch weit mehr bei der Pfeife. Verwahren wir unsern Tabak in einem Kasten, so sehen wir bei dem Verbrauch auf dem Grunde des Kastens stets eine Menge feinen Staubes.



Dieser darf natürlich nicht mit in unsern Organismus gelangen. Daher siebe man nach dem Ankauf jede Portion Tabak durch, und puste außerdem jede frischgestopfte Pfeife aus.

Das Hauptfordernis für alle Pfeifenraucher ist natürlich die größte Sauberkeit. Dazu genügt nicht das einfache Ausgießen des Saftes mit dem Abguss, sondern das ganze Rohr muss von Zeit zu Zeit einer gründlichen Reinigung unterworfen werden. Wie oft dies geschehen muss, richtet sich ganz darnach, ob man viel oder wenig aus ein und derselben Pfeife raucht. Eine solche Totalreinigung ist zwar immer eine schwierige Geschichte, aber doch kann man sich mit einiger Geschicklichkeit die Sache ziemlich vereinfachen. Ich kann als zweckmäßig Folgendes empfehlen: Man kauft sich für 50 Heller einen Pfeifenreinigungsapparat, welcher aus einem kleinen Wasserbehälter besteht, der in ein spitzes Rohr ausläuft. Das Wasser wird durch Spiritus erhitzt, und nun lässt man den heißen Wasserdampf, welcher aus der Spitze des Rohres ausströmt, so lange durch das ganze Pfeifenrohr sammt Mundstück gehen, bis er in das untergestellte Gefäß hell und klar abtropft. Dann lässt man die Pfeife gut austrocknen, und wird sich wieder lange Zeit an dem milden und angenehmen Geschmack erfreuen. Das Mundstück aber möge man außerdem jedesmal, wenn man einen Kopf voll verraucht hat, mit einer Feder gut reinigen. Besitzt man, was das beste ist, mehrere Pfeifen, so nehme man jeden Tag eine andere in Gebrauch, die übrigen hänge oder stelle man stets mit herausgenommenen Kopf auf, damit die Luft ordentlich Zutritt hat, der Saft gehörig trocken und das Nikotin sich verflüchtigen kann. Dann ist auch eine Totalreinigung viel seltener nöthig. Vernachlässigt man aber alle die Vorsichtsmaßregeln, so kann das sehr üble Folgen haben. So berichtet Dr. Marchand folgenden charakteristischen Fall: Ein starker Raucher hatte aus einer verstopften Pfeife bei den energischen Zügen, die er that, um das Rohr durchgängiger zu machen, einen sich ablösenden Pfropf von verhärtetem Tabakssaft in den Mund bekommen und unwillkürlich verschluckt. Bald wurde ihm der Kopf schwer und eingenommen, die Sprache erschwert, seine Gedanken wurden verworren, er sah alles wie im Nebel, und es trat Ohrensausen und Trockenheit im Halse ein. In dem an und für sich ganz richtigen Glauben, dass das Unwohlsein in der frischen Luft vergehen werde, gieng er ins Freie, jedoch vermehrten sich Kopfschmerz und Schwindel, seine Sinne schwanden und schließlich fiel er bewußtlos nieder. Nach längerer Zeit wurde er von Vorübergehenden gefunden und in seine Wohnung gebracht. Jetzt trat wiederholtes Erbrechen ein und das Bewußtsein kehrte wieder; bald aber verfiel der Patient in einen unruhigen und aufgeregten somnolenten Zustand und blieb noch längere Zeit sehr krank. Also nicht nur chronische sondern auch sofortige acute Tabakvergiftung kann man sich durch unreine, verstopfte Pfeifen zuziehen. Im allgemeinen möchte ich zum Schluß noch zweierlei hinzufügen, nämlich: erstens nehme man doch zum Anzünden der Cigarren und Pfeifen keine Schwefelhölzer, sondern die sogenannten schwedischen Zündhölzer. Bei dem Schwefelholz ist der Schwefel bis weit in das Holz hinauf eingedrungen, und man athmet daher fast stets noch etwas von dem so schädlichen Schwefeldampf ein. Dies ist namentlich beim Wiederanzünden einer schon halb ausgerauchten Pfeife der Fall, wobei man das angezündete Streichholz oft ganz hineinwirft. Zweitens rauche man doch nie in der freien Gottesnatur, in der frischen, freien Luft. Namentlich die Großstädter sollten dies beherzigen, denen die würzige Luft von Wald und Wiese, Feld und Flur doch meist so kärglich zugemessen ist. Die herrliche Gottesgabe verpeste man nicht durch ein menschliches Fabrikat.



(Bild aus dem Buch „Also es war einmal... Märchen erzählt vom Maler Ludwig Koch, erschienen bei Friese & Lang, Wien 1924)

Ottakringer Kinder- u. Kurmilch

Erste Wiener Kindermilch-Anstalt, XVI., Ottakringerstr. 225, Tel. A 21-0-13

I., Teinfaltstraße 9, Tel. U 26-1-62 XVI., Galitzinstraße 56

III., Rennweg 6-8 XVIII., Staudgasse 72

XVI., Ottakringerstraße 233

Zustellung ins Haus

Literatur kostenlos

Kauft

österreichische Waren!

Die „Sonnenburg-Worcester“ ist österreichisches Produkt.
Machen Sie einen Versuch und beachten Sie bitte die heutige
Beilage. Verlangen Sie überall

„SONNENBURG-WORCESTERSAUCE“.



www.graf-greifenburg.at

Die Nostalgiehomepage für Liebhaber alter Dinge

Hallo, lieber Nostalgieliebhaber!

Seit einiger Zeit betreibe ich eine eigene Nostalgiehomepage, um Abbildungen schöner alter Dinge wie Postkarten, alte Fotos, Reklame, Nostalgieartikel, altes Spielzeug, Zinnfiguren, aber auch historische Aufnahmen und alte Zeitungsartikel rund um meine Heimatgemeinde Greifenburg in Kärnten für jedermann zugänglich zu machen.

Dabei war es mein vorrangiges Ziel, diese Abbildungen kostenlos auf der Seite einzustellen, alle Fotos und Karten werden in der bestmöglichen Qualität angeboten.

Insgesamt gesehen müssen alleine in Österreich Unmengen von versteckten Postkartenschätzen oder



alten Zeitungen bei tausenden Sammlern vorhanden sein, welche aber leider zu meist nur dem Besitzer selbst zur Verfügung stehen.

Ich möchte das jetzt gerne ändern, und habe daher damit be-

gonnen, als Erstes meine eigenen Sammelgegenstände einzustellen, ein paar Freunde haben mir auch schon gestattet Teile ihrer Sammlung auf meiner Seite zu präsentieren.

Natürlich kann meine Idee nur dann funktionieren, wenn die Besucher dieser Homepage nicht nur hinunter laden, sondern sich auch mit eigenen Schätzen einbringen. Ich darf Sie daher herzlich einladen, auch Ihre Schätze mit anderen Nostalgieinteressierten zu teilen. Dies funktioniert ganz einfach:

Wenn Sie alte Postkarten, Dokumente, Fotos besitzen, setzen Sie sich doch mit mir in Verbindung. Es ist schnell geschehen, dass solche Dinge mit einem Scanner digitalisiert werden, Ihrem Original passiert dabei nichts. Wenn Sie eine Sammlung wie zB. alter Blechdosen, Werbeplakate, Emailschilder, Ballspenden, Militaria, Orden, Porzellan oder allen möglichen Dingen welche Ihr Sammlerherz erfreuen, besitzen, schicken Sie mir doch ein schönes Digitalfoto, und ich kann Ihren Schatz bildlich auch für andere Sammler zugänglich machen.



Auf der Homepage präsentiere ich auch mein größtes Hobby:

Zinnfiguren

Begonnen habe ich damit, einfach Bausätze zu kaufen und zu bemalen. Mit der Zeit war mir dies zu wenig, es gab etliche Figuren, die mich interessierten, nicht zu kaufen, und so begann ich vorerst bestehende Figuren umzubauen, später dann eigene zu modellieren. Mittlerweile bin ich in der Lage, vom Erstellen einer Figur über die Herstellung der Gussformen, den Guss selbst und zu guter Letzt bis zur Bemalung alles selbst durchzuführen. Die Ergebnisse sind ebenfalls auf meiner Seite anzusehen. Ergänzend zu



meiner Internetseite habe ich begonnen ein Magazin zu erstellen, das den Titel „Traniulane“ tragen wird. Dort sollen ebenfalls Dinge aus meiner

und vielleicht auch Ihrer Sammlung präsentiert werden, ergänzt durch interessante oder kuriose alte Zeitungsartikel, Anekdoten aus alter Zeit, welche ich bisher gesammelt habe. Dieses Magazin wird nur elektronisch erscheinen, ich möchte gerne alte Abbildungen in vollem Farbglanz präsentieren, was aber wiederum heißt, dass ich es mir nicht leisten könnte, es drucken zu lassen.

Das macht aber nichts, denn jeder dem es gefällt, kann es ja für sich selbst ausdrucken, oder einfach am Computer abspeichern - je nach Belieben.

Ich darf Sie nochmals herzlich zum Besuch meiner Internetseite www.graf-greifenburg.at einladen und würde mich freuen, wenn Sie mithelfen würden, die Seite mit den vorher angesprochenen Dingen zu ergänzen und so einem möglichst großen Sammlerkreis zugänglich zu machen.

Herzlichst, Ihr
Hans Urbaner
graf.greifenburg@gmx.at





Die Einführung von Feldküchenwagen in der k.u.k. Armee

Im Jahr 1905 erhielt Alfred Krauß, k.u.k. Oberst im Generalstabskorps und Chef der Sektion III im Technischen Militärkomitee den Auftrag, eine Studie über die Einführung von fahrbaren Feldküchen in der k.u.k. Armee zu erstellen.

Bis zu diesem Zeitpunkt musste das ganze Feldkochgerät, darunter versteht man alle Geräte die zur Zubereitung einer warmen Mahlzeit notwendig sind, aufwändig auf Planenwagen durch den Gefechtstrain mitgeführt werden. Dieser befand sich jedoch – wie heute noch – in der Etappe, das heißt weit hinter der kämpfenden Truppe in der Tiefe des Gefechtsstreifens. Dies bedingte, dass zum Teil sehr weite Strecken zu den zu verpflegenden Soldaten zurückzulegen waren, und meistens war das Essen nicht mehr richtig warm, und musste nochmals aufgewärmt werden. Das dies der Qualität der verabreichten Speisen nicht gerade zuträglich war, liegt auf der Hand. Meistens war das Fleisch zäh und hart, die Suppe schwach und das Gemüse zerkocht mit Rauchgeschmack. Zudem mussten die Soldaten, die den ganzen Tag gewaltige Strapazen ertragen mussten, auch noch Kochgruben ausheben, Wasser und Holz heranschleppen und dann auch noch Kochen!

Dieser ganze Vorgang dauerte meist bis zu sechs Stunden, und oft waren die Soldaten danach zu müde um ihre Mahlzeit noch zu genießen. Oft war der ganze Einfluss der Offiziere notwendig, um die zum Teil schon schlafenden Soldaten zum Essen zu **zwingen**. Die erschöpfte Mannschaft schlief lieber, als zu essen.

Fuhrwerke fuhren mit zwei bis vier Pferden bespannt, oftmals auch mit Ochsen als Bespannung. Damit konnten täglich nicht mehr als 19 Kilometer Wegstrecke bewältigt werden. Die Futtermittel für die Eigenversorgung des Train nahmen einen nicht unerheblichen Platz in Anspruch, sodass es meist nur sehr schwer möglich war, die Truppe ausreichend mit Verpflegung zu versorgen.

Kraus stellte dabei fest:

„Der Feldherr darf nicht mit dem Hunger der Soldaten rechnen, er muss so wie Friedrich II. und Moltke wissen und sagen: **Der Magen ist das Fundament jeder Armee.** Er muss daher zur Vorbereitung eines Krieges so handeln wie Napoleon, er muss so vollkommen für die Ernährung des Soldaten vorsorgen, als es nur möglich ist, mit dem Willen und in der Überzeugung, mit gut genährten Truppen den Krieg so rasch zu beenden, dass der Feldzug zu kurz sein werde, um Versäumtes nachzuholen.

Die Truppe aber soll wissen, dass sie genügend sein muss und dass im Kriege selbst bei den besten Vorsorgen ihrer Führer Tage kommen werden, an denen sie hungern **muss**, will sie siegen!
So verteilen sich die Rollen und nicht umgekehrt!“

Der Armeeeintendant Engelhard stellte aufgrund seiner Kriegserfahrung in den Jahren 1870/71 fest, dass die militärische Führung danach zu trachten habe, für die Verpflegung sowohl in Quantität als auch Beschaffungsmodus doppelt und dreifach Vorsorge zu treffen.

Die Beschaffung erfolgte aus den militärisch-ärarischen Verpflegungsdepots oder die Truppe ernährte sich „aus dem Lande“, das heißt, das die Verpflegung bei der ortsansässigen Bevölkerung angekauft, bzw. in Kriegszeiten requiriert wurde.

Kraus folgerte daher:

„*Große psychische Anstrengungen, schlecht gekochte, unzureichende und zu wechselnden Zeiten verabfolgte Nahrung sind daher von jeher die Ursachen größerer Verluste gewesen, als sie die blutigsten Schlachten mit sich brachten.*“

Wie richtig diese Feststellungen lagen, sollen folgende Beispiele illustrieren:

Im Jahre 1812 im russischen Feldzug der napoleonischen Armee hatte man „nur“ 5000 bis 6000 Mann durch Feindeseinwirkung verloren, der Mannschafts-Stand sank in dieser Zeit um 144.000 Mann! Das heißt, dass 138.000 Mann an Erschöpfung und Schwächeanfällen aufgrund mangelhafter Ernährung starben.

1866 im preußisch-österreichischen Krieg starben auf preußischer Seite 4000 Mann, fast 13.000 Soldaten waren verwundet. Hingegen wurden 58.000 Mann mit anderen Erkrankungen an Spitäler übergeben, von denen 5000 Soldaten verstarben.

Noch extremer ein Beispiel aus dem Russisch-türkischen Krieg 1877/78:

16.600 Gefallene, 40.300 Verwundete. Dieser Zahl gegenüber steht die Zahl der erkrankt in Lazarett eingelieferten Soldaten: 952.000 Mann, davon verstarben mehr als 54.000 Soldaten!!!

Diese Riesenverluste waren bedingt durch mangelnde Körperhygiene, als auch Lebensmittelhygiene und körperliche Erschöpfung, die Krankheiten wie Ruhr, Cholera und Typhus hervorriefen.

Dazu Kraus:

„*Eine in jeder Beziehung gut genährte Truppe wird nicht nur zu größeren Marschleistungen befähigt sein, sie wird auch den Krankheiten besser widerstehen können und daher rascher und mit höherem Stande auf den entscheidenden Schlachtfeldern eintreffen können; sie wird dem Kriege weniger Opfer darbringen müssen, als eine schlecht genährte Truppe.*“

Daher sei es nun oberstes Gebot, den Österreichern, die ihrer Wehrverpflichtung nachkommen, die Opfer möglichst auf das Schlachtfeld zu beschränken, und daher vor allem die Folgen schlechter Ernährung zu vermeiden. Dies gebiete schon die Menschlichkeit.



Es war daher höchste Zeit, durch Anschaffung von modernen Feldküchenwagen diesen Problemen Abhilfe zu schaffen. In anderen Armeen – zB. in der Schweiz – waren sie zu diesem Zeitpunkt (1906) ohnehin schon über 20 Jahre in Verwendung!!

Mit angeschafft werden sollten gleichzeitig Kochkisten mit Isolierbehältern, um die Speisen warm zu halten bzw. um die Möglichkeit zu haben das Essen nachziehen und fertig garen zu lassen. Es dürfte österreichisches Schicksal sein:

Im Jahre 1906 hatte die russische Armee schon jahrelang einen österreichischen Küchenwagentyp, nämlich von der Maschinenfabrik Wilhelm Brun und Sohn aus Warschau, in Verwendung.

In Deutschland und in Frankreich begann man zeitgleich (1905) mit der Erprobung verschiedener Feldküchentypen.

Durch das Reichskriegsministerium wurde daher befohlen, während der schlesischen Manöver des 2. (Wiener) Korps in Schlesien im Jahre 1906 diverse Fahrküchen zu erproben. Als Versuchstruppenkörper fungierten das Infanterieregiment No. 4 „Hoch und Deutschmeister sowie das Infanterieregiment No. 84 „Freiherr von Bolfras“ und das bosnisch-hercegowinische Infanterieregiment No.4.

Sie wurden noch vor den Manövern in ihrer Heimatgarnison Wien mit dem Umgang mit den Küchenwagen vertraut gemacht.

Erprobt wurden:

- 1 russischer schwerer Feldküchenwagen für Infanterie
- 1 russischer leichter Feldküchenwagen für Infanterie
- 1 russischer Kavallerieküchenwagen
- 1 Küchenwagen der Firma vorm. Johann Weitzer in Graz
- 2 Küchenwagen des Trainzeugdepots in Klosterneuburg (Type I und II)
- 4 Küchenwagen Firma Manfred Weiß Budapest (Type I bis IV)

Die Typen der Firma Weiß und des Trainzeugdepots unterschieden sich zumeist nur in Gewicht und Fassungsmenge der Kessel.

Als Küchen bestanden alle Fabrikate den Test, das Fleisch war weich und wohlschmeckend, die Suppe kräftig, und die Speisen blieben noch 3 bis 4 Stunden nach Ablöschen des Kesselfeuers genügend warm.

Anders sah es da schon mit dem Material aus:

Zu hohes Gewicht der Fahrwerke, durchgebrannte Kessel, übermäßig hohes Gewicht der abgefüllten Kochkessel (200 kg!), falsche Bespannung, aber auch zu komplizierte Handhabung machten den Erprobungstruppenkörpern zu schaffen.

Durch wahrscheinlich falsche Handhabung kam es zu der Situation, dass es bei den Verpflegsausgabezeiten der verschiedenen Regimenten zu Zeitunterschieden bis zu zehn Stunden kam!

Aufgrund dieser gewonnenen Erfahrungen modifizierten die Hersteller ihre Modelle, die Materialien wurden verbessert, vor allem war man bestrebt Gewicht einzusparen, und die Qualität der Räder zu verbessern.

Es dauerte bis zum Jahre 1909, dass die Feldküchen in der k.u.k. Armee normiert und zugeliefert wurden. Man entschied sich für zwei Typen:

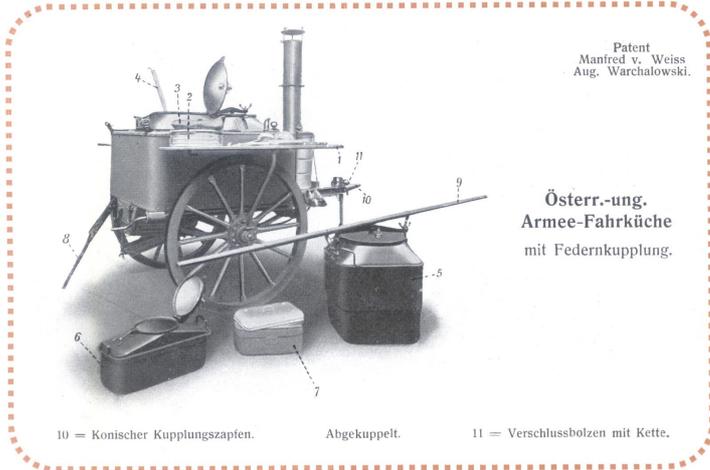
Die Fahrküche M 09 der Firma Manfred Weiß in Budapest und die Drehküche der Firma August Warchalowski – Werner & Pfeleiderer aus Wien.

Diese Einführung verbesserte die Situation der Soldaten erheblich, man konnte nun sicher sein, die Verpflegung für die damaligen Verhältnisse auf maximale Qualität gehoben zu haben. (HUG)

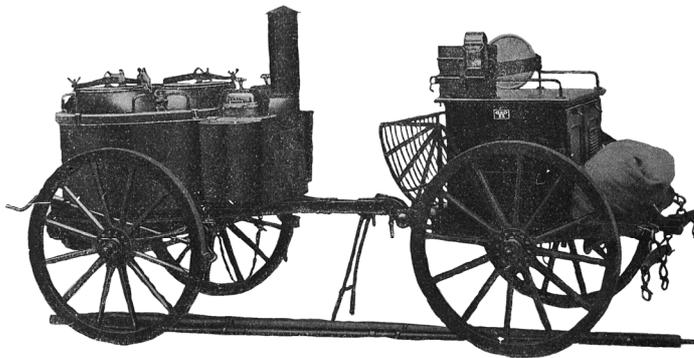


Österreichisch-ungarische Armee-Feldküche System Manfred Weiss/August Warchalowski

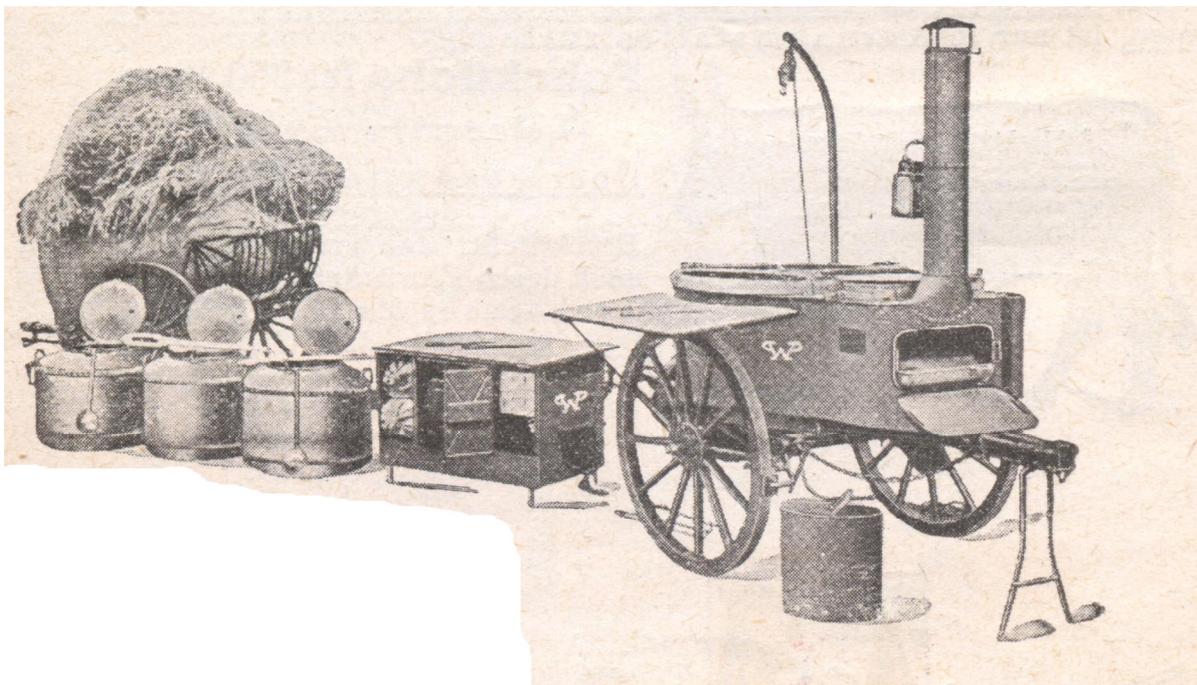




Österreichisch-ungarische Armee-Feldküche
System Manfred Weiss/August Warchalowski



Österreichisch-ungarische
Armee-Drehküche





Das Agnesbründl

Im Wald am Hermannskogel lebte ein Kohlenbrenner, der aus Holz Braunkohle erzeugte. Er hatte schon lange vor, die alte Eiche zu fällen, doch der Baum war so schön gewachsen, dass er es nicht über's Herz brachte. So zog er auch an diesem Tag weiter, um einen anderen auszuwählen.

Plötzlich stand eine weißgekleidete Fee vor ihm. "Ich danke dir, dass du meinen Lieblingsbaum verschont hast", sagte sie zu ihm. "Dafür sollst du belohnt werden. Hier in der Nähe wirst du etwas finden. Nimm es mit nach Hause und das Glück wird dich nicht mehr verlassen", erklärte sie und verschwand.

Der Mann setzte seinen Weg fort. Bald hörte er Kinderweinen, dem er nachging. In einem Gebüsch entdeckte er ein kleines Mädchen. Er hob es hoch und trug es schnell nach Hause.

Seine Frau war recht erstaunt, als er mit einem Kind nach Hause kam, das er behalten wollte. Doch als er ihr alles erzählt hatte, stimmte sie zu, das Findelkind genauso liebevoll aufzuziehen wie ihren eigenen Sohn Karl. Im Traum erschien die Fee dem Mann ein zweites Mal. "Das Mädchen ist meine Tochter", erzählte sie ihm. "Ihr Name ist Agnes. Sie wird dir Glück bringen!"

So blieb Agnes bei der Köhlerfamilie und wuchs zu einem hübschen Mädchen heran. Sie vertrug sich gut mit Karl. Die beiden waren bald nicht mehr ohne den anderen anzutreffen. Das ganz Besondere aber war, dass sich jedes Holzstück, welches Agnes berührte, sofort zu Gold verwandelte. Nun waren die Köhler reiche Leute und bauten sich neben der schönen Eiche ein prächtiges Haus.

Agnes und Karl beschlossen zu heiraten. Kurz vor der Hochzeit erschien die Fee dem Karl im Schlaf. "Morgen früh wirst du bei der Eiche ein schmuckes Pferd vorfinden, daneben eine silberne Rüstung. Lege sie an, besteige dein Streitross und ziehe ins Heilige Land. Als gefeierter Kreuzritter wirst du wiederkehren." Die Sonne trat eben erst hervor, da lief Karl zur Eiche. Es war alles so, wie die Fee es vorhergesagt hatte. Karl legte die Rüstung an, verabschiedete sich von seiner Familie, versprach Agnes, sie sofort zu heiraten, wenn er zurückkäme und ritt nach Wien, um sich dem Heer anzuschließen.

Agnes war fassungslos. So kurz vor der Hochzeit verließ sie ihr Bräutigam. Sie wartete voller Ungeduld, Jahr für Jahr, doch Karl kehrte nicht heim. Weit weg im fremden Land hatte er ein Mädchen kennen gelernt, das er liebte, und Agnes war alsbald vergessen.

Erst nach vier Jahren kehrte er heim. Seine Wiedersehensfreude hielt sich in Grenzen. Es schien Agnes, als ginge er ihr aus dem Weg und würde ihrem Blick ausweichen. Von dem Mädchen zur Rede gestellt, fand er aber nicht den Mut, die Wahrheit zu sagen.

"Ich muss noch einmal fort", erklärte er ihr. "Aber wenn ich dann komme, wird sofort geheiratet. Das verspreche ich dir!"

Die Lüge war kaum ausgesprochen, da rumpelte die Erde und mit riesigem Getöse tat sich eine Erdspalte auf, die Karl, Agnes, seine Eltern und das große Haus verschlang. Zurück blieb eine tiefe

Grube, der eine Quelle entsprang, welche die Bodensenke schnell mit Wasser füllte.

Die Wiener waren erstaunt, als sie das Haus nicht mehr vorfanden und nannten die Quelle das "Agnesbründl". Sie glaubten, dass das Wasser Heilkräfte besäße und tranken das Wasser, um jung und gesund zu bleiben. Die wildesten Geschichten kursierten, auch jene, dass der untreue Karl des Nachts durch den Wald streifen würde und Geld an Bedürftige verschenkt, um seine Schuld zu sühnen.

Davon hörte auch eine arme Frau, die bittere Not litt. In ihrer Verzweiflung entschloss sie sich, mit ihrer kleinen Tochter in den Wald zu gehen und in der Nacht auf den Karl zu warten. Sie setzte sich in der Nähe des Agnesbrunnls auf einen Baumstumpf und wachte, während das Mädchen in ihren Armen schlief. Als sie in der Ferne ganz leise Mitternacht schlagen hörte, sah sie einen Ritter in silberner Rüstung auf sie zukommen. "Was suchst du hier?" fragte er sie streng. "Holz", antwortete die Frau, die sich schämte, ihre Armut zuzugeben. Da brach der Ritter ein Stück Holz von einem Baum und reichte es der Frau mit den Worten: "Da hast du Holz. Jetzt geh' heim!" Die Frau packte die Angst. Sie steckte das Holz in die Tasche und lief mit ihrem Kind los, so schnell sie ihre Beine tragen konnten. Völlig außer Atem und schweißgebadet kam sie zu Hause an. Nie wieder, schwor sie sich, würde sie im finsternen Wald übernachten und auf Karl warten.

Als sie am nächsten Morgen in die Tasche griff, hatte sie das Stück Holz in der Hand. Aber - es war zu purem Gold geworden. Die Frau begab sich noch oft zum Agnesbrünndl und durchwachte dort so manche Nacht. Dem großzügigen Ritter ist sie allerdings nie wieder begegnet.

TURNER & GLANZ

Telephon Nr. 19.354. **Wien** Telephon Nr. 19.354.

I. Bognergasse Nr. 3.

„Zum Bogner“

Werkstätte:
VII. Zieglergasse Nr. 98.

Berlin W.
Friedrichstrasse Nr. 193 a
(Ecke Leipzigerstrasse).

**Spezialisten in
Taschenerwaren
Reiserequisiten**

**Wiener
Lederwaren
gediegensten Genres.**

Aparte Neuheiten in
Damentaschen,

**Portefeuilles und Zigarrentaschen, Automobil-
und Equipagen-Garnituren**

vornehmster Ausführung, dem verwöhntesten Geschmack entsprechend.

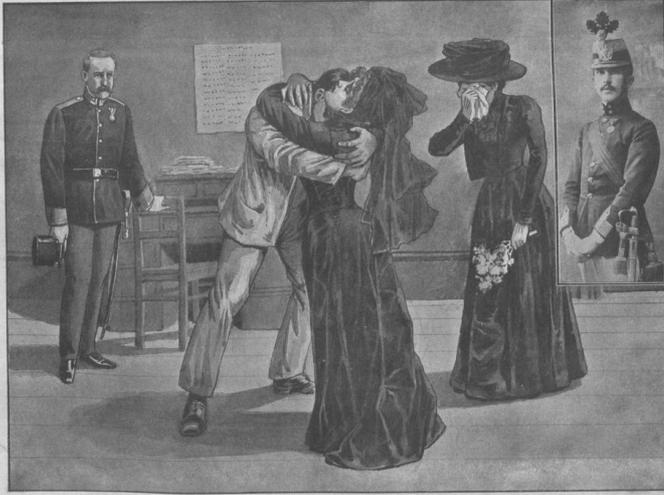
o o o o o **Eigene Erzeugung!** o o o o o



Wiener Bilder

Mittwoch, 29. Juni 1910

Letzter Akt der Tragödie Hofrichter.



Der verurteilte Oberleutnant Adolf Hofrichter nimmt Abschied von seiner Frau.

Die Urteilsverkündung im Prozeß Hofrichter.

Gestern nachmittags erfolgte die Publikation des Urteils im Prozesse gegen Oberleutnant Adolf Hofrichter.

Als erster traf bereits um 3 Uhr nachmittags Major Wenzelides im Gerichtshause ein. Um 4 1/2 Uhr fuhrn zwei Wagen vor dem Gerichtsgebäude vor, denen Offiziere entstiegen. Ein Teil der Richter kam zu Fuß ins Gerichtsgebäude. Einzelne der Richter erschienen in Paradeuniform, andere ließen sie durch Diener vorher in das Gerichtsgebäude bringen, wo sie sich umkleideten.

Um 5 Uhr gab der Präsident das Zeichen, daß Türen und Fenster des Saales zu öffnen seien, und der Hornist blies dreimal das „Gibt acht!“-Signal. Trommelwirbel ertönen. Hofrichter wird in der Paradeuniform ohne Säbel vorgeführt.

Das Urteil.

Unter lautloser Stille verlas der Präsident das Urteil: Adolf Hofrichter wurde wegen Mordhelmschusses zu schwerem Kerker in der Dauer von zwanzig Jahren verurteilt.

Adolf Hofrichter vom Infanterieregiment Nr. 14 in Linz wurde - entgegen den bisher geübten Usancen - übergangen, als die Offiziere des Ausmusterungsjahrganges 1905 in den Generalstab berufen wurden. In diesem Zusammenhang skizzierte Egon Erwin Kisch Charakter und Mentalität - sozusagen das Täterprofil, wie wir aber sehen werden, gleichzeitig das Opferprofil - eines typischen Generalstäblers. Dieser ist laut Kisch besonders strebsam und ehrgeizig, seine Ausbildung war von jahrelanger Entsamung und Entbehrung bestimmt, um so nachhaltiger und rücksichtsloser ist nun sein unbedingter Drang nach oben. Der Oberleutnant muss also - soweit die Ausführungen des Untersuchungsrichters Jaroslav Kunz - ob seiner nicht erfolgten Beförderung zu Tode betrübt gewesen sein. Folglich schickte er im November 1909 an die zehn Kollegen seines Jahrganges, die den Karrieresprung schafften, mit der Post jeweils eine Schachtel mit Pillen. Im

Begleitschreiben wurden die Empfänger instruiert: Diese Tabletten seien Potenz stärkende Mittel, die eine halbe Stunde vor dem Geschlechtsverkehr einzunehmen seien. - Tatsächlich befanden sich in den Schachteln tödlich wirkende Zyankalipillen.

Der Plan Hofrichters ging jedoch nicht auf, nur einer - ein Generalstabshauptmann Mader - schluckte am 17. November 1909 die Zyankalipillen. Durch einen Zufall wurde bekannt, dass mehrere Mitglieder des Generalstabes die gleichen Schachteln mit der Post erhalten hatten - diskret wurden sie von der Polizeibehörde vor der Einnahme der Potenzpillen gewarnt. Diese Version der ermittelnden Militärbehörde fand jedoch nicht ungeteilte Glaubwürdigkeit. Der Journalist Max Winter von der sozialdemokratischen "Arbeiter Zeitung" zeigte mehrere Widersprüche auf, in die sich die Ermittlungsbehörden verwickelt hatten. Die Linke griff daraufhin scharf den Untersuchungsrichter Jaroslav Kunz an und betonte vorsichtig die Unschuld von Adolf Hofrichter, der übrigens ein überzeugter Deutschnationaler war.

Mit derselben Vehemenz attackierten der Staatsapparat und die Presseabteilung des Kriegsministeriums den Untersuchungsrichter. Seine These eines Kameradenmordes sei völlig unhaltbar, da die Ehre der gesamten k. u. k. Armee dadurch aufs Schändlichste befleckt werde. Vielmehr wolle der Sicherheitsdienst einer dem Hause Habsburg feindlich gesinnten Macht aus politischen Gründen die kommende Führungsschicht der ruhmreichen Armee ausschalten.

Die Behörden kamen mit den Ermittlungen nicht weiter, zudem insistierte Adolf Hofrichter stets auf seiner Unschuld. Der Druck, der auf dem Tschechen Jaroslav Kunz lastete, war enorm und wurde durch antislawische Propaganda verstärkt, bis ihn selbst das Kaiserhaus für ablösbar hielt. Da unterschrieb unter bisher nicht geklärten Umständen Adolf Hofrichter Anfang Mai 1910 sein Geständnis. Anlässlich des vom 23. bis 25. Mai 1910 stattfindenden Militärstrafverfahrens widerrief er jedoch sein angeblich unter massivem Druck der Behörden erfolgtes Geständnis.

Adolf Hofrichter wurde für schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Einem Gnadengesuch seines Anwaltes Dr. Preßburger wurde stattgegeben und das Strafmaß auf lebenslangen Kerker herabgesetzt. In den Wirren nach dem Ende der Monarchie Ende 1918 floh er nicht mitsamt den Wärrern und Insassen aus der Militäranstalt Möllersdorf, da er seine Freiheit nur einem amtlichen Bescheid seiner erwiesenen Unschuld verdanken wollte. 1927 begnadigte ihn die Republik, Adolf Hofrichter tauchte fortan unter dem Namen Adolf Richter in die wohlfeile Anonymität.

Hat er - eine Indizienkette weist deutlich darauf hin - tatsächlich



das Zyankali verschickt? War seine nicht erfolgte Avancierung der Grund dafür, dass alle anderen Avancierten hätten sterben müssen? Oder musste die Untersuchungsbehörde der ungeduldigen Öffentlichkeit einen Schuldigen präsentieren? Unter welchen Umständen unterschrieb Hofrichter das Geständnis? Wollte der nach 1918 im tschechischen Justizapparat



tätige Jaroslav Kunz tatsächlich dem Kaiserreich Schaden zufügen?

Für diese Fragen interessierten sich zwei Zeitzeugen, die vorsichtig für die Unschuld Hofrichters votierten: Karl Kraus und Egon Erwin Kisch. Kisch korrespondierte noch im Jahre 1928 mit ihm. Er führte allerdings die Korrespondenz nicht mehr weiter, als die Antwortbriefe von deutschnationalen Phrasen durchtränkt waren. Kisch: "Mit Adolf Hitler verbindet ihn nicht nur die Gleichlautung der Initialen, und mit beiden will ich nichts zu tun haben."

(Quelle: www.wienerzeitung.at)



Von Österreich abgelehnt

K.u.k. Ulanenoffizier erfand ein Maschinengewehr und einen Fallschirm

In dem bedeutungsvollen Jahr 1848 hat Franz Grillparzer an „Vater Radetzky“ ein Gedicht geschrieben, das die Herzen aller wahren Österreicher und vor allem aller Soldaten der kaiserlichen Armee höher schlagen ließ: „In deinem Lager ist Österreich....“ Dieser Vers hatte eine tiefe, vielseitige Bedeutung. Er war nicht nur soldatisch und patriotisch zu verstehen, sondern auch geistig überhaupt. In der alten Armee wohnte neben den (selbstverständlich vom Soldaten geforderten) Tugenden der Tapferkeit, Treue, Pflichtbewusstsein, Selbstlosigkeit, Genügsamkeit, Ritterlichkeit noch manches andere. – Ansehnlich ist die Zahl jener Männer im Soldatenrock, deren Gedankenflug und Geisteskraft sie aus der Enge rein soldatischen Wirkens hinaufführte in die Geisteswelt der Wissenschaft, der Kunst, der Technik. In ihren Herzen lohte die stille Begeisterung, erwuchs der Wille, dem Vaterlande, dem Volke mehr zu bieten als ein Häuflein gut ausgebildeter Soldaten.

Sehnsucht nach Schönheit, Erbauung, geistiger Leistung bei den einen, Streben nach Nützlichkeit, nach Verteidigung des Staatsbestandes bei den anderen. Hier die Dichter, Maler, Bildhauer, dort die Wissenschaftler, Techniker, die Erfinder.

Dichternamen wie Theodor Körner (1791-1813) mit seinem Zriny, Karl Torresani (1846-1907) treten vor unser Auge, und nach einem großen Schritt in die Jetztzeit, Franz Karl Ginzkey, Rudolf

Hans Bartsch, Rudolf v. Eichthal, Bruno Brehm, ferner unter manchen anderen der Dichter-Maler-Radierer Ludwig Heßheimer (1956 in Brasilien verstorben).

Auch „Erfindernamen“, vor allem solche militärwissenschaftlicher Art, die weltberühmt wurden und auch Österreich berühmt machten, sind u.a. zu nennen:

Franz Frhr. v. Uchatius (1811-1881) mit seiner Stahlbronze, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der vom einfachen Kanonier bis zum Feldmarschallleutnant und Freiherrn aufstieg. Josef Werndl (1831-1889) mit dem ersten Hinterladegewehr (1867) in der Waffenfabrik Steyr, als deren Leiter Ferdinand Ritter v. Mannlicher (1843 bis 1904), dessen Gewehrsystem von zehn

HELL'S MENTHOL-FRANZBRANTWEIN
MARKE EDELGEIST.

Schmerzstillende, die Muskulatur kräftigende und die Nerven belebende Einreibung. Hygienisch-prophylaktisches Waschmittel gegen Gliederschwäche, erfrischendes Riechmittel.

-- Viel wirksamer als Franzbranntwein. --

Preis einer Flasche K 2.—,
einer Probe- oder Touristenflasche K 1.20.

Verlangen Sie „Edelgeist“, um nicht mindere Marken zu erhalten.

En gros:

G. Hell & Comp., Wien, I. Biberstrasse 8.

Wiederverkauf in den Apotheken und Drogerien.

Warnung vor Nachahmung! Es existieren sehr minderwertige Nachahmungen mit 50prozentiger Alkoholgehalt und 1/2 Prozent Menthol. Solche Ware ist wirkungslos.

Kaufen Sie nur Edelgeist.

Wenn nicht vorrätig, so bestellen Sie in der Engros-Niederlage oder in der Apotheke „zum weissen Engel“ in Troppau.

Staaten angenommen wurde.

Diese Erfinder waren so glücklich, das Kind ihrer Geistigkeit zum Siege zu führen. Nicht allen gelang dies, trotz wirklicher Berufung; wenigstens nicht in Österreich. Von einem solchen soll hier berichtet werden. Sein Schaffen, ungehant und ungewollt, entbehrt nicht einer gewissen Dramatik. Es ist der k.u.k. Ulanenrittmeister Adolf Freiherr Odkolek von Augezd, des k.u.k. Ulanenregiments Alexander II., Kaiser von Russland.

Sohn eines Großgrundbesitzers, Herr auf Schloß Dub (in Böhmen, bei Budweis), war er in Prag am 1. Dezember 1854 geboren und maturierte dort am Gymnasium. 1873 als Einjährig-Freiwilliger zum Ulanenregiment Kaiser Franz Joseph Nr. 6 (Przemysl, Rzeszow) eingerückt, ließ er sich dann zum Berufsoffizier aktivieren, wurde 1875 Leutnant, 1880 Oberleutnant, 1888 Rittmeister. Die Kavallerieregimenter, besonders die Ulanen, waren zumeist alle in Galizien stationiert, um im Kriegsfall als „aufklärende Truppe vor der aufmarschierenden Armee“, rasch am Gegner zu sein. (Wie merkwürdig sich das jetzt liest!) In diesen kleinen und selten größeren Garnisonen, in denen diese vielfach adeligen oder begüterten Familien entstammenden, sehr gebildeten und verwöhnten „Kavallerieoffiziere“ leben mussten, gab es nur Dienst, Reiten, schöne Pferde, Bücher; aus Langeweile und Verzweiflung eventuell Kartenspiel, und – das Träumen vom Urlaub in dem herrlichen Wien mit seiner Oper, dem Sacher – und seinen schönen Frauen.

Odkolek aber, humanistisch und mathematisch hoch gebildet, dabei ein erfinderischer, unruhiger Kopf, der stets in den In- und Auslandszeitungen alle technischen Neuerscheinungen mit brennendem Interesse verfolgte, gestaltete seine Freizeit und den Urlaub anders. Die vom Verfasser im Kriegsarchiv ausgehobene „Qualifikationsliste“ lässt erkennen, dass er immer wieder längere Urlaube, sogar jahrelang (mit Wartegeld) nahm und sich sogar in



Schulden stürzte, um seiner Leidenschaft, Neuerfindungen zum Nutzen der Armee und für Österreich zu machen, opferfreudig frönen zu können. Besonders bedrängte ihn der Erfindungswunsch für ein Maschinengewehr, damals ein ganz neu aufgetauchter Gedanke, und später dann für einen Fallschirm. 1892 wurde er zum k.u.k. Ulanenregiment Kaiser Alexander I. von Russland transferiert. Dies zu erwähnen ist wichtig.

In zäher, opferfreudiger Arbeit gelang es ihm tatsächlich – er hatte auch die Armee-Schützenschule in Bruck an der Leitha absolviert –, zuerst das Problem mit dem „Maschinengewehr“ praktisch zu lösen, zu patentieren und bei Skoda in Pilsen anfertigen zu lassen. – Er bot es dann, wie sich das von selbst versteht, dem österreichisch-ungarischen Kriegsministerium an. Nach langwierigen Verhandlungen aber wurde diese seine Erfindung vom k.u.k. Kriegsministerium abgelehnt und ihm wieder zur Verfügung gestellt. Man hatte sich hier für ein anderes MG, Erfindung des deutschen Ing. Schwarzlose entschieden – Deutschland führte dagegen eine Konstruktion nach System Maxim ein, ebenso England, Frankreich und Belgien System Hotchkifs, Japan und die USA Gatlin.

Der weit gereiste und mehrere, auch slawische Sprachen beherrschende Rittmeister Odkolek hat, laut Mitteilung seiner Nichte, der Baronin Felicitas Oberländer in Baden bei Wien, der diese Belege zu danken sind, mehrere Jahre in St. Petersburg gelebt. Dort wurde er dem Zaren Nikolaus II., dem Enkel seines Regiments-Inhabers (Ul.-Rgt. 11) vorgestellt. So kam es zur Vorführung seines Maschinengewehrs vor dem Zaren und nach dessen Zustimmung zum Ankauf, Herstellung in den Putilow-Werken und Einführung in der russischen Armee.



Ulanenrittmeister Adolf Freiherr Odkolek von Augezd.

28.10.1911; Steyrer Tagblatt, 21.10.1912 über die dortige Vorführung; Neues Wiener Tagblatt, 12.6.1912; Neue Freie Presse Wien, 10.5.1914 sowie ein interessanter Brief der „Union pour la sécurité en Aéroplan“, 35 Rue Francois Ier, Paris, 12. Juni 1914.

Mit dem von Rttm. Odkolek etwas später konstruierten Fallschirm erging es ähnlich. Von Österreich abgelehnt, wurde dieser von Amerika angekauft. Dass es sich auch hierbei um eine seriöse Sache gehandelt hatte, zeigen die im Familienarchiv erliegenden Zeitungsausschnitte mit Berichten und Bildern: Ill. Kronenzeitung Wien, 28.10.1911, mit Bild: „Absprung vom Turm der Ruine Rauhenstein“, Badener Zeitung,

Zur besagten Zeit hatte niemand von uns Offizieren, auch nicht die, welche wie ich, lange Zeit in Krakau lebten, trotz aller Schulungen auch nur im geringsten an die Möglichkeit eines Krieges geglaubt, im Hinblick auf die verheerende Waffenwirkung.

Rttm. Odkolek rückte, obwohl schon 60 Jahre alt, 1914 sofort zu seinem Ulanenregiment, damals in Stockerau, ein. Dortselbst ist er dann am 1.1.1917 plötzlich an spanischer Grippe gestorben. Er wurde in Baden, am Helenenfriedhof, beigesetzt, in einer mit ritterlichen Emblemen gezierten, prachtvollen Gruft.

Es mag wohl tragisch von ihm empfunden worden sein, dass seine beiden von Österreich abgelehnten Erfindungen im Kriege von Feindesseite gegen uns (und ihn) Verwendung fanden: Der Fallschirm seitens der Amerikaner, das Maschinengewehr seitens der Russen. – Sein Maschinengewehrprojekt hatte seinerzeit Zar Nikolaus II. in Petersburg angenommen. Dessen Großvater war ja überdies der „Regiments-Inhaber seines Regiments“ gewesen. Dieses hatte (laut Militärschematismus für das k.u.k. Heer den Namen geführt: „k.u.k. Ulanen-Regiment Alexander II., Kaiser von Russland, Nr. 11“ (für immerwährende Zeiten).

Quelle: Dr. Hermann Zerzawy in Neue Illustrierte Wochenschau, Sonntag 10. November 1957/Nummer 45.



GOERZ

Anschütz Klapp-Kamera „ANGO“
 Objektiv: Goerz-Doppel-Anastigmat. Leicht, stabil, kompenslos und elegant. Neues Modell.
 Von aussen verstellbarer, geschlossener ausziehender Schützverschluss für Zeit-, Ball- und Momentaufnahmen (bis 1/1000 Sekunde). Ansatz zur Benutzung der Hinterlinse.

Trieder-Binocle „PAGOR“
 Neues Modell. Für Reise, Jagd, Sport, Militärgebrauch, eventuell auch für Theater. Höchste Leistung, trotzdem geringes Gewicht und kleinste Form. (Volumen und Gewicht um mehr als 1/2 reduziert.)

SPEZIAL-FILM-KAMERA „TENAX“
 für Rollfilms 8x108 cm (oder Platten 9x12 cm ohne Anwendung eines Adapters). Doppelter oder einfacher Balgenauszug. Mit Unikum- oder Compond-Verschluss u. Goerz-Doppel-Anastigmat Daguer od. Symon.

Klein :: Leicht :: Elegant

Bezug durch alle photographischen Handlungen und durch die
OPTISCHE ANSTALT C. P. GOERZ AKTIEN-GESELLSCHAFT
BERLIN - FRIEDENAU 1
 LONDON PARIS NEW-YORK CHICAGO



Fürstin, Publizistin, Giftmischerin.

Am 9. Juni 1973 starb in Wien eine geachtete Publizistin und Journalistin im 79. Lebensjahr. Kaum jemand kannte ihre kriminelle Vergangenheit. Als Milica Vukobrankovics, Fürstin de Vulko et Bronko, wurde sie am 1. März 1894 in Korneuburg geboren. Ihr Vater war Bezirkshauptmann von Gmunden und entstammte



**Milica Vukobrankovics
Fürstin und Giftmischerin**

einer altserbischen Adelsfamilie. Die intelligente Fürstentochter besuchte die Lehrerbildungsanstalt in Wien. Wegen ihrer herausragenden Leistungen förderte sie der Direktor der Lehrerbildungsanstalt, Landesschulinspektor Piffel, der Bruder des Wiener Erzbischofs Friedrich Gustav Piffel. Milica war häufig Gast im Haus Piffels und durfte mit ihm eine Affäre gehabt haben. Im März 1917 erkrankten die Frau und die Kinder Piffels; ein

Arzt stellte Vergiftung durch Arsen fest. Der Verdacht richtete sich gegen Vukobrankovics. Sie war die einzige hausfremde Person; auch andere Indizien sprachen gegen sie. Die Lehrerin wurde wegen versuchten Giftmords angeklagt; sie verteidigte sich überzeugend und wurde von den Geschworenen am 30. Oktober 1918 freigesprochen.

Sie erhielt aber eine zweijährige Kerkerstrafe wegen Verleumdung, weil sie den Ziehsohn Piffels der Tat beschuldigt hatte. Die Fürstentochter verbrachte nur wenige Monate im Gefängnis; 1919 wurde sie begnadigt. Milica Vukobrankovics arbeitete danach als Kontoristin und Sekretärin beim Buchhändler und Verleger Ernst Stülpnagel, der mit seiner Familie in einem Haus in der Einsiedeleigasse 35 in Wien-Hietzing wohnte. Sie begann mit dem 50-jährigen Verleger eine Liebesaffäre und wurde schwanger. Kurz darauf zeigten sich bei den Kindern und der Frau des Verlegers rätselhafte Krankheitssymptome. Stülpnagel ließ einen Arzt kommen, die Erkrankten wurden gerettet. Man stellte fest, dass die Vergiftungserscheinungen von Bleiweiß herrührten, das in Staubzucker, Mehl und Brösel gemischt worden war. Der Arzt erstattete Anzeige bei der Polizei; der Verdacht richtete sich gegen die Angestellte. Milica Vukobrankovics erlitt eine Fehlgeburt.

Sie wurde wegen mehrfachen Mordversuchs mit Gift angeklagt und am 22. Juni 1922 verurteilt, allerdings nur zu dreieinhalb Jahren. In der zweiten Instanz wurde das Urteil bestätigt. Auch diesmal brauchte sie nicht die volle Kerkerstrafe abzusitzen; durch einen Gnadenakt des Bundespräsidenten Michael Hainisch kam sie bereits 1925 wieder in Freiheit.

Milica Vukobrankovics ließ ihren Namen ändern und begann ihre erfolgreiche publizistische Karriere. Noch einmal musste sie ins

Gefängnis – aus politischen Gründen. Während der Nazizeit war sie als Sozialistin im Konzentrationslager Ravensbrück interniert.

Martha Marek, die schöne Witwe.

Einen weiteren spektakulären Fall einer Seriengiftmischerin gab es in der Zwischenkriegszeit in Wien: „In der Strafsache gegen die durch rechtskräftiges Urteil des Landesgerichtes für Strafsachen Wien II als Schwurgericht vom 19. Mai 1938 zum Tode verurteilte Karoline genannt Martha Marek habe ich beschlossen, von dem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch zu machen, sondern der Gerechtigkeit Freien Lauf zu lassen.“ Zwei Wochen nach der Abweisung des Gnadengesuchs war Martha Marek tot – hingerichtet am 6. Dezember 1938 durch das Fallbeil. Das im Nazi-Jargon „Gerät F.“ genannte Fallbeil war im September 1938 von der Strafanstalt Berlin-Tegel nach Wien gebracht worden. Es handelte sich um die erste Hinrichtung einer Frau im 20. Jahrhundert. „Der Führer und Reichskanzler“ Adolf Hitler, seit einem halben Jahr Machthaber über Österreich, war dem Beispiel der Bundespräsidenten und Kaiser vor ihm nicht gefolgt, zum Tode verurteilte Frauen zu begnadigen und die Todesstrafe in eine Kerkerstrafe umzuwandeln.

Martha Marek war für schuldig befunden worden, vier Menschen mit dem Rattengift „Zelio“, vergiftet zu haben: ihren Mann, ihre Tochter, eine Verwandte und eine Untermieterin. Erstmals im Mittelpunkt der Öffentlichkeit stand Marek im April 1927, als sie und ihr Mann Emil in einem Aufsehen erregenden Prozess im Wiener Landesgericht von der Anklage des Versicherungsbetrugs freigesprochen wurden. Der Mann hatte sich ein Bein abgehackt und dem Paar gelang es, vor den Richtern darzustellen, dass es sich um einen Unfall und nicht um Absicht gehandelt hatte. Die Mareks erhielten eine hohe Versicherungssumme. Fünf Jahre später starb Martha Mareks kränkelder Mann und kurz darauf ihre Tochter. Die trauernde Hinterbliebene erhielt Spenden von mitfühlenden Menschen; eine Verwandte, Susanne Löwenstein, setzte Marek zur Erbin ein. Kurz darauf kam auch Löwenstein ums Leben. Als das Erbe aufgebraucht war, nahm Marek eine Untermieterin auf, die sich bald dazu bereit erklärte, eine Lebensversicherung über 5.000 Schilling zu Gunsten ihrer Vermieterin abzuschließen. Eine verhängnisvolle Entscheidung. Kurz darauf war die Untermieterin tot. Der Sohn der Toten schöpfte Verdacht und wandte sich 1936 an die Polizei. Martha Marek wurde festgenommen.



Martha Marek während der Verhandlung



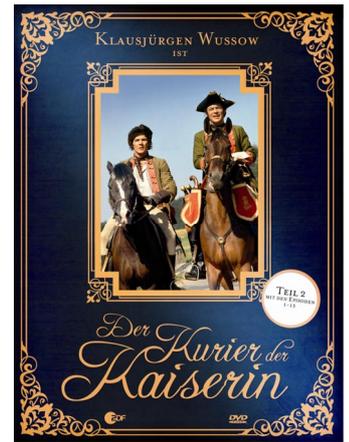
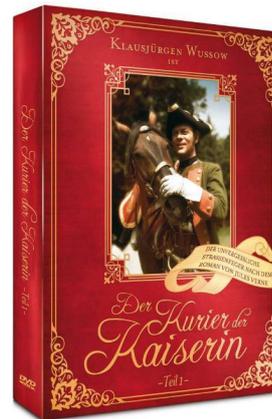
Der Kurier der Kaiserin Der Straßenfeger der 70er neu auf DVD

Während des Siebenjährigen Krieges zwischen Preußen und Österreich dient Leutnant von Rotteck (Klausjürgen Wussow) der österreichischen Kaiserin als Kurier. Doch Gefahren lauern überall, in Form von vermeintlichen Freunden, die sich Informationen erhoffen, von schönen Frauen oder von gemeinen Banditen, die am Wegesrand lauern. Und in allem, was von Rotteck tut, hat er einen Widersacher: Rittmeister von Buckow (Volker Kraeft), den Kurier des Königs von Preußen.



Als die Serie 1970 fertig produziert war, waren die Straße leergefegt und für Klaus Jürgen Wussow, der ein anerkannter Burgschauspieler war, bedeutete die Serie den Durchbruch und ungeahnte Popularität im deutschen Sprachraum. Gemeinsam mit ihm agierte die Crème de la Crème von Publikumslieblichen, insgesamt wurden 26 Folgen abgedreht.

Die Serie ist bei Koch Media auf 6 DVDs in zwei Boxen erschienen, der Box 2 liegt als Bonus der Filmsoundtrack bei.



Die beiden attraktiven Boxen von Koch Media

- Folge 1: Der neue Oberst
- Folge 2: Die Sache mit Palopolo
- Folge 3: Die Brücke
- Folge 4: Das Duell
- Folge 5: Black Mary
- Folge 6: Die Erbschaft
- Folge 7: Die Brunnenvergifter
- Folge 8: Die Schätze des Sultans
- Folge 9: Feinde
- Folge 10: Kriegsspiele
- Folge 11: Heinrich der Bär
- Folge 12: Ein freier Holländer
- Folge 13: Festungshaft
- Interview mit Regisseur Hermann Leitner (ca. 45 Minuten)

- Folge 14: Geheimverhandlungen
- Folge 15: Ein Preuße in Wien
- Folge 16: Hexereien
- Folge 17: Der Kapitän von Zimmer 12
- Folge 18: Geld aus Sachsen
- Folge 19: Presskommando
- Folge 20: Komödianten
- Folge 21: Die Polin
- Folge 22: Tod oder Sibirien
- Folge 23: Der Goldmacher
- Folge 24: Die Heirat
- Folge 25: Der Fall Madelaine
- Folge 26: Staatsstreich
- Interview mit Komponist Peter Thomas (ca. 15 Minuten)
- Kompletter Soundtrack auf Bonus CD





Buchpräsentation Wien - 2000 Jahre Garnisonsstadt Von Prof. Mag. Rolf M. Urrisk-Obertynski

Am 21. April 2009 um 18 Uhr findet im Festsaal des Wiener Rathauses im Rahmen eines Konzertes der Gardemusik die Präsentation des neusten Buches des sich im (Un-)Ruhestand befindlichen Brigadiers Professor Mag. Rolf Urrisk-Obertynski statt. Für historisch Interessierte muss die Versetzung des rührigen Generalstabsoffiziers in den Vorruhestand wohl als ganz spezielles Geschenk des damaligen Verteidigungsministers gesehen werden, kann sich Rolf Urrisk seitdem doch den wirklich wichtigen Dingen in seinem Leben widmen, die da wären:

- seine Familie
- seine Zinnfiguren- und Modellbausammlung
- sein Heeressportverein/Sektion Modellbau
- sein Museum in Bad Ischl
- sein Stöbern nach schönen alten Dingen
- seine äußerst präzisen historischen Recherchen
- seine Autorentätigkeit beim Magazin „Einsatz“
- Uuuuuund natürlich dem Schreiben wunderbarer Bücher

Abgesehen davon, dass ich äußerst dankbar für seine Freundschaft und väterliche Kameradschaft bin, freue ich mich wahnsinnig auf sein neuestes „Baby“, welches am oa. Termin erstmalig präsentiert wird und im Grazer Verlag Weisshaupt erscheint, bei dem mittlerweile ca. 15 militärhistorische Bücher zum Thema Österreichisches Bundesheer und k.u.k. Armee von ihm erschienen sind.

Lieber Rolf,
ich hoffe Du wirst hundertzwanzig Jahre alt und kannst wenigstens die Hälfte Deiner Pläne verwirklichen! (HUG)



Der erste Band ist der Darstellung der Militärgeschichte Wiens, von dessen Gründung als Legionslager bis heute, gewidmet.

Im Band 2 wird das komplette statistische Material in tabellarischer Form zusammengefasst. Nach langwierigen Recherchen ist es etwa gelungen, alle Verbände der k. (u.) k. Armee, die jemals in Wien stationiert waren, getrennt nach Infanterie, Kavallerie und Artillerie, zu erfassen und aufzulisten.

Dargestellt werden aber auch alle römischen Legionen, die Verbände der Deutschen Wehrmacht von 1938-1945, oder die der Alliierten von 1945-1955. Natürlich finden die Verbände des Bundesheeres der Ersten und Zweiten Republik ihren Niederschlag. Ergänzt wird dies - soweit nachvollziehbar, durch die Angabe, wann sie von wo nach Wien und wann sie von Wien wohin verlegt wurden. Dazu kommt u.a. eine Auflistung des Hofkriegsrates, aller Bürgermeister, aller Kommandanten der Stadtguardia oder aller Militärs, die durch die Stadt Wien mit der (Ehren-) Bürgerschaft oder einem Ehrengrab ausgezeichnet wurden. Aber auch alle Straßen-, Platz- oder Gebäudenamen, die militärischen Ursprungs sind, werden aufgezählt und ihre Namensgebung erläutert. Ergänzt wird diese Aufzählung durch ein Kalendarium über den kompletten Zeitraum.

In den Bänden 3 - 5 werden sodann alle Objekte in Wien, die jemals militärisch genutzt wurden (ob von Österreichern, Römern, Franzosen, Deutschen oder Alliierten) oder noch werden, nach Bezirken geordnet, mit ihrer Geschichte, Baubeschreibung und militärischen Nutzung dargestellt. Dazu gehören auch alle relevanten Denkmäler und Gräber. Insgesamt werden es um die 750 Objekte werden.

Band 3 bezieht sich dabei auf den I. Bezirk, der Band 4 auf die Bezirke 2 - 9 und 20, Band 5 auf die Bezirke 10 - 19 und 21 - 23.

Diese Dokumentation wird vom Autor allen Männern und Frauen gewidmet, die jemals in der Garnisonsstadt, je nach Epoche in verschiedener Weise, für Gott, Kaiser und Vaterland, jedenfalls aber für Wien, ihren Militärdienst geleistet haben bzw. noch immer leisten. Ihnen soll damit der Dank für ihren Dienst zum Ausdruck gebracht werden.



Sammlung Urbaner





Die Mappierung

Als um die Jahrhundertwende die Karte der Bukowina neu aufgelegt wurde und mehrere Mappierungsabteilungen im Land tätig waren, kam eines Tages die Frau des Fleischers Dukatenzähler in Kimpolong zu ihrem Mann:

„Du, denk dir, unsere Bliemele is in der Hoffnung.“

Darauf der Mann entsetzt: „Was – das is doch ganz unmeeglich!“

„Was heißt unmeeglich? Erinner dich doch, dass im Sommer hat wochenlang bei uns gewohnt der junge Offizier, was hat gezeichnet die neuen Mappen.“

„No gut, der hat aber doch gehabt ä eigenes Zimmer for sich.“

„Ja, gleich neben dem Zimmer von unserer Bliemele.“

„No aber, da war doch ä Tür dazwischen.“

„Wenn er seach aber hat vielleicht selber aufgesperrt die Tür?“

„Da war doch vor Bliemeles Bett noch gestanden ä Wand-schirm.“

Vater (nach einigem Nachdenken): „Außer das!“

Kunstbegeisterung

Im Jahre 1907 gab der berühmte Geiger Bronislav Hubermann in Czernowitz ein Konzert.

Der Saal des dortigen Musikvereins war, dem weltberühmten Landsmann und Religionsgenossen zuliebe, bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Seiner Stradivari entlockt der dunkelhaarige Wunderknabe die schmelzendsten Weisen. Während er spielt, wagt niemand auch nur zu atmen.

Ich sitze vorn in einer der Proszeniumslogen, rechts neben mir ein mir bekannter Herr Kimmelman, steinreicher Großhändler aus der Tempelgasse, Leder, Felle, Häute en gros.

Als der Wunderknabe eine Pause macht und sich, sein Instrument in der Linken, vor den begeistert beifallspendenden Zuhörern verbeugt, neigt sich zu Herr Kimmelman zu mir:

„Entschuldigen schon, Herr Oberleitnant, was kenn kosten so a Geig?“



Der Schabbes

Allbekannt ist es, dass bei den strenggläubigen Juden der Sabbat (Schabbes), der siebente Tag der Woche (Samstag), zur Erinnerung an die Schöpfung der Welt durch Gott und an die Erlösung aus Ägypten, als strenger Ruhetag gefeiert wird. An diesem Tag ist den Juden jede wie immer geartete Arbeit streng verboten, es darf kein Handel getrieben, kein Geld angerührt, kein Fahrzeug benützt werden.

Allerdings verstehen es die klugen Hebräer, dieses Verbot so wie auch andere rituelle Gebote schlau zu umgehen.

So war ich einmal in der Csernowitzer Zeit vor dem ersten Weltkrieg an einem Schabbes beruflich bei einem Rechtsanwalt, wo ich folgende seltsame Beobachtung machte:

Jedesmal, wenn der Advokat zu seiner Arbeit einen Vorakt benötigte, eilte sein Gehilfe in das anstoßende Aktendepot, hob den betreffenden Stoß aus und legte den schweren Pack auf die Türschwelle zwischen dem Arbeitszimmer des Anwalts und dem Aktendepot nieder. Kurz darauf hob er den Pack wieder auf und trug ihn auf den Tisch des Anwalts.

Verwundert fragte ich den mir gut bekannten Doktor, was denn diese seltsame Manipulation zu bedeuten habe.

„Ja, wissen Sie, das ist nämlich so, Herr Oberleitnant“, erwiderte der lächelnd. „Nach unserem Religionsgesetz ist uns jede schwere Arbeit am Schabbes, also auch das Tragen einer Last von einem Zimmer in das andere, streng verboten. Wenn ich nu einen alten abgelegten Vorakt dringend brauche, holt mein Angestellter den schweren Pack vom Nebenraum, legt ihn auf die Türschwelle nieder, nimmt ihn dann a bissele später wieder auf und bringt ihn mir her. Das macht dem Mann zwar doppelte Arbeit, aber dem Gesetz ist genüge getan, und ich hab doch meinen Akt, auf den ich sonst bis Montag früh warten müsste. Probatum est!“

Lachend bewunderte ich den erfinderischen Menschengeist, der mit den größten Hindernissen fertigzuwerden und selbst göttliche Gesetze in ihr Gegenteil zu verkehren versteht.





Die Beschneidung

Als ich vor dem ersten Weltkrieg in Czernowitz Brigadegeneralstabsoffizier war, musste ich eines Tages als Begleitung meines Generals in einem reichen Judenhaus der „Mileh“, der feierlichen Beschneidung eines Neugeborenen, beiwohnen.

Während der Operation bemerkte ich, wie sich ein älteres, als sehr männersüchtig bekanntes Fräulein auffällig an den Mohel (Beschneider) herandrängte und den Vorgang mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte.

Als ich nachher bei der Tafel zufällig neben dem verliebten Fräulein zu sitzen kam, konnte ich mich nicht enthalten, sie zu fragen, was sie denn an der Operation gar so besonders interessiert hatte.

„Ja, wissen Sie, Herr Oberleutnant“, antwortete sie, verschämt lächelnd, „wer das Kleine nicht ehrt, ist das Große nicht wert.“



Das Aushängeschild

„Wie steht's, wie geht's, was macht Ihrer Geschäft, Herr Bruchband?“ fragte ein Herr, seines Zeichens Mohel (Beschneider), einen ihm bekannten Uhrmacher vor dessen Haus in der Tempelgasse im einstigen Czernowitz.

„Schlecht is es bisher gegangen“, lautete die Antwort. „Aber seit each mer hab machen gelaßt und herausgehängt a große blecherne Uhr vor mein Laden als Aushängeschild, wissen die Leut, dass da is ä Uhrmacher, un seitdem geht's besser. Und Ihne, Herr Nudelmann, wie steht's mitn Verdienst?“

„Schlecht. Wie soll's gehen, wenn ka Mensch waß, dass in mein Haus wohnt a Mohel?“

„Sollten Se sich halt auch lassen machen und heraushängen a Geschäftsschild bei Ihrer Haustür. Werdn die Leut wissen, wer da wohnt, und wird auch zu Ihne kommen die Kundschaft, Herr Nudelmann.“

Der lächelte schmerzlich:

„Mechtn Se mer nie sagen, was denn sollt ich bei m e i n Beruf heraushängen lassen als Geschäftsschild?“ fragte er seufzend.

Quelle: Diverse Bücher von Rudolf v. Eichthal



Ich hoffe, das Schmökern in der ersten Ausgabe von „Tschapka“ hat Euch Spaß gemacht, vielleicht habt ihr in Eurem Fundus einige Schätze wie alte Geschichten, Fotos, Bilder, Werbungen oder Postkarten, bei denen ihr Euch denkt es wäre schade, es nicht einem größeren Kreis von Interessierten zugänglich zu machen.

Ich plane, die zweite Ausgabe bis

15. Mai 2009

fertigzustellen, und würde mich über Reaktionen, Kritik und Vorschläge von jedem freuen, dem dieses Heftchen - in welcher Form auch immer - in die Hände gefallen ist.



Preis Kronen 6.50.

Österreichs

Preis Kronen 6.50.

Illustrierte Zeitung

1/2jähr. Abonnement K 5.-, für Deutsch-
land RM. 6.50, übriges Ausland Frk. 7.50

Verlag Jacques Philipp, Wien,
VI. Barnabitenng. 7 u. 7a. — Telefon 7319.

Haftensbung jeder Art ohne Garantie und nur gegen Rückporto.

mit der Monatsbeilage
„KUNST-REVUE“.

Alle Rechte bezüglich Text und Illustrationen vorbehalten.

Kaiser-Festnummer.

Wien, Mittwoch, 2. Dezember 1908.

Kaiser-Festnummer.



Zum 60jährigen Regierungsjubiläum unseres Kaisers.

Nach einem Original aus dem L. u. L. Hofatelier Kdele, Wien.

*304. 131-D. Per
Kaiser-Festnummer*

Beiträge erbeten an: graf.greifenburg@gmx.at

www.graf-greifenburg.at